

Ernst Feder war ein Mann, der es nicht gewohnt war, aufzugeben: Er floh bereits 1933 aus Deutschland, als der deutsche Staat ihm die Staatsbürgerschaft entzogen hatte. Er hatte sich schnell ein Leben und eine Karriere in Frankreich aufgebaut, wie zuvor in Deutschland. Selbst als seine Mutter am Tag vor seinem mündlichen Examen starb, legte er die Prüfung ab. Mit Erfolg.

Aber nun war es anders. Es gab kaum noch Optionen, Europa zu verlassen, obwohl selbst das eine Übertreibung war. Ernst hoffte auf ein amerikanisches Visum, aber das taten alle in seiner Umgebung. Im Frühling 1941 war Marseille voller Geflüchteter. Die meisten hatten Deutschland vor Jahren verlassen, hatten vorübergehend in Paris Zuflucht gefunden.

Der Süden war noch nicht von Faschisten besetzt, hier gab es Hoffnung auf ein Entkommen, während in Paris das Vichy-Regime deutsche Staatsangehörige in Internierungslager steckte. Die weniger Glücklichen, die gerade erst kamen und über keine Ressourcen verfügten, verwehrten schnell mit jedem Tag.

Ernst saß im Café, rauchte und schrieb Briefe. Das war zumindest etwas, woran er sich klammern konnte. Schreiben hatte ihn immer beruhigt, er hatte die Rechtswissenschaften zugunsten des Journalismus aufgegeben und nun war es das Einzige, was ihm noch blieb. Nur hatte er kaum noch Leser.

Ernst entwarf Fluchtrouten und träumte sich hinfort

Am Morgen hatte er die Nachricht erhalten, dass er kein Visum für die USA bekommen würde. Es gäbe dort bereits zu viele deutsche Journalisten. Seine Chancen zu entkommen, wurden mit jedem Tag kleiner. Dennoch kannte er jedes Schiff, das Frankreich verließ, entwarf Fluchtrouten und träumte sich hinfort.

Er stand langsam auf, bezahlte den Kaffee, setzte seinen Hut auf und machte sich auf den Weg zu seinem Zimmer. Es war klein und dunkel, er war dort Untermieter.

Ernst musste Erna vom Visum erzählen, er konnte den Brief nicht mehr aufschieben. Er spazierte durch die Straßen, ließ den Blick streifen, ohne auf die Schönheit der Stadt zu achten, und obwohl er sehr langsam flanierte, erschien ihm der Weg kurz. Er hatte genug von dieser Stadt. Es war ein klarer Tag, aus der Bäckerei kam der Geruch von warmem Brot, Tauben gurrten auf den Dächern.

Seine Gedanken drifteten immer wieder ab, es wäre gut, einen Plan zu haben, bevor er Erna schreiben würde. Doch selbst als Anwalt verlor er sich in der Masse der Papiere, die nötig waren, um Europa zu verlassen: Pässe, Visa, Ausreisepapiere, Aufenthaltbewilligungen, Transitvisa, Arbeitserlaubnisse.

Der amerikanische Konsul versteckte seinen Antisemitismus noch nicht einmal, wozu auch in diesen Zeiten: Er hatte seine und Ernas Bekannte gefragt, warum sie nicht nach Palästina gehen würden.

Immer wieder schikanierte er Geflüchtete, vor allem die jüdi-



Ernst Feder hatte sich in Erna verliebt, als sie erst 15 war – sie war ihm auf der Hochzeit seiner Schwester Hedwig aufgefallen.

„Ich brauche dich“ Die Geschichte des jüdischen Ehepaars Feder

Zur Autorin



Olga Grjasnowa, geboren 1984 in Baku, Aserbaidschan. Längere Auslandsaufenthalte in Polen, Russland, Israel und der Türkei. Für ihren vielbeachteten Debütroman **„Der Russe ist einer, der Birken liebt“** wurde sie mit dem Klaus-Michael Kühne-Preis und dem Anna Seghers-Preis ausgezeichnet. Ihr 2016 erschienener Roman **„Gott ist nicht schüchtern“** wurde zum Bestseller. Zuletzt erschien von ihr **„Der verlorene Sohn“**.

Diese Geschichte entstammt der **Reihe „Stolpertexte“** des Leo Baeck Institutes – New York/Berlin.

kluges, bildschönes Mädchen, das viel zu jung für ihn war. Jahrelang hatte sie nichts von seinen Gefühlen geholt, sie hatten sich über Literatur, Philosophie und Politik ausgetauscht. Wie sehr hatte er es gehasst vor ihr den älteren Familienfreund zu spielen, sich nicht zu verraten, sich immerzu zu beherrschen.

Das größte Makel wurde zu ihrem Glück

Dann, kurz nach ihrem 18. Geburtstag, machte er ihr einen Antrag und sie war überrascht, errötete, stammelte. Immerhin sagte sie ja. Sie heirateten noch im selben Jahr. Erna und Ernst. Wenigstens haben sie keine Kinder, um die sie sich sorgen müssen, dachte Ernst. Der größte Makel wurde zu ihrem Glück.

Er würde das Abendessen auslassen, der Appetit war ihm ohnehin schon längst vergangen. Fast jeder seiner Briefe fing mit der Ansprache „Meine geliebte Erna“ an oder auch „Meine Inniggeliebte“. Aber auch Erna war klar, dass sie nur zwei Menschen von sehr vielen waren und dass es kaum jemanden kümmerte, ob sie überleben würden oder nicht. Ihre Leben zählten nicht.

Seine Aufgabe war, sie von dieser Tatsache abzulenken, Zuversicht zu bieten. Er war es nicht gewohnt, von Erna getrennt zu sein, auf Reisen war er es manchmal, als er durch die USA gereist war oder die Niederlande, aber das war so lange her – in einem anderen Leben.

Der Nachbar in der Etage unter ihnen fing an zu schreien. Die Wände in diesem Haus waren zu dünn.

Er schrieb „Meine geliebte Erna“ und dann stockte er wieder. Die meisten von ihnen würden hier sterben, er machte sich keine Illusionen. Es war vermessen zu glauben, sein Leben würde mehr zählen als ihres, dass er es verdiente zu überleben. Aber er wollte leben. Er wollte, dass Erna lebte. Er wollte mit ihr leben.

Er schrieb „Heute Morgen traf ich den brasilianischen Konsul Luís Martins de Souza Dantas. Vielleicht wird er helfen.“ Er setzte den Stift ab, strich das „vielleicht“ wieder heraus. „Er wird helfen“, stand nun da. Er schrieb weiter, die Worte kamen leicht, er beschrieb den Alltag, Besorgungen, die notwendig waren, Freunde und Bekannte, die er getroffen hatte.

Im Zimmer war es stickig, Ernst öffnete das Fenster sperrangelweit und zündete sich eine Zigarette an. Das Zimmer lag zur Straße und Ernst hatte die Aussicht auf die Baumkronen, durch deren Blätter die Sonne schien.

Er lief im Zimmer auf und ab und wusste, dass das etwas war, dass Erna wahnsinnig gemacht hätte. Sie hätte ihn sogleich darum gebeten, es sein zu lassen und sich hinzusetzen. Etwas Asche fiel auf den Boden, er kehrte sie mit seinem Schuh unter das Bett. Das hätte Erna ihm natürlich auch nicht durchgehen lassen und er sich selber auch nicht. Er lächelte zum ersten Mal seit Tagen, setzte sich an Schreibtisch und schrieb: „Ich brauche dich, Erna.“

Im Juli 1941 kamen Feder und seine Frau in Brasilien an.